Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 137. **Donnerstag** den 16. März 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. März.

Im Laufe dieses Nachmittags dürfte sich das Schicksal der **Militärvorlage** entschieden haben. Gewiß ist dies nicht, denn die Herren Bebel und Richter, alle zwei für die schwebenden Differenzen völlig gleichgiltige Persönlichkeiten, haben lange Reden für die dritte Berathung angekündigt. Eine Hinausschiebung der Abstimmung auf den morgigen Tag ist also nicht ganz ausgeschlossen. Die eigentliche Entscheidung ist aber schon gestern gefallen. Sie mußte nach Lage der Dinge in einer Verständigung zwischen Regierung und Centrum oder in der Auflösung des Reichstages bestehen. Die Auflösung aber wollte kein für sich ausschlaggebender Factor. Im Bundesrathe würde sich keine Mehrheit für den Schritt gefunden haben, schon deshalb nicht, weil eine etwa die Auflösung dort beantragende preußische Regierung den Fürsten Hohenlohe kaum mehr an ihrer Spitze gesehen haben würde. Ebensowenig wünschte irgend eine mögliche Reichsmehrheit Neuwahlen mit einer aus der Angelegenheit der Militärvorlage herausgeborenen Parole. Das Centrum, das so hübsch an der Welle sitzt, könnte bei einem Conflict nur verlieren. Dabei muß man nicht an die Reichstagssitze denken, sondern an unausbleibliche, wenn auch wahrscheinlich nur vorübergehende Trübung des lucrativen Verhältnisses zu den Berliner Spitzen. Die „Germania" deutete denn auch gestern Morgen ihre Kampfesunlust an, indem sie hervorhob, daß der Kriegsminister zwar die zu Budgetcommissionsbeschlüssen gewordenen Centrumsanträge für unannehmbar erklärt, nicht aber die Regierungsforderung als das Mindestmaß des nach Ansicht der Regierungen Nothwendigen bezeichnet habe. Und der „Westf. Merkur", ein anderes klerikales Blatt, kleidete in weniger deutliche, aber doch nicht mißzuverstehende Worte den Gedanken: „Wenn wir gewußt hätten, daß die Kriegsverwaltung unsere Anträge nicht acceptirte, so hätten wir in der Commission nicht auf ihnen bestanden." Das war nicht die Sprache des Krieges, den übrigens die ehemaligen Cartellparteien ebensowenig wollten, wie das Centrum und die Bundesrathsmehrheit. Es ist mehr, als man nach ihrer Haltung am Schlusse der vergangenen Woche erwarten durfte, wenn die „Nationalzeitung" trocken sagte: „Eine Auflösung würde wahrscheinlich keinen besseren, sondern einen schlechteren Reichstag bringen; die Gesammt-Politik der Regierung ist nicht danach, daß eine Mehrheit der Wähler sich begeistert um sie sammeln sollte." Das schreibt ein Blatt, das zu der auswärtigen Politik der Regierung lautes Vertrauen kundgiebt und Herrn Cecil Rhodes freudig begrüßt hat. Um wie viel mehr muß seine Feststellung von denjenigen Wählern gelten, die sich auch nach dieser Richtung nicht für die Regierung begeistern können. Für die nationalliberalen Wähler insbesondere würde durch die Auflösung ein geradezu widernatürliches Verhältniß geschaffen worden sein. Sie sollte mit der mehr und mehr den Klerikalismus begünstigenden Regierung die klerikale Partei bekämpfen. Die Abneigung der liberalen Mittelpartei gegen Neuwahlen wird von den Conservativen getheilt, das hat Herr v. Kardorff deutlich genug am Dienstag im Reichstag verrathen. Und was die Deutschconservativen angeht, so schwieg zwar die „Kreuzztg." beharrlich, die der Partei politisch auf's Engste befreundete „Deutsche Tagesztg." aber meinte: „Der Grund zur Auflösung genügt nicht . . . Die Auflösung ist undenkbar." Nach diesen Stimmungen und Meinungen will das abgeschlossene Compromiß beurtheilt werden. Es geht, wie schon telegraphisch im Wesentlichen mitgetheilt, dahin, daß das Centrum eine Resolution einbringt, ungefähr des Inhalts, daß die Regierung verpflichtet wird, die zur Sicherung des Reiches und zur Entwickelung der zweijährigen Dienstzeit nothwendige Vermehrung der Infanterie noch vor Ablauf des mit dem 1. April beginnenden Quinquennats zu verlangen. Die Regierung wird diese Verpflichtung als ein das Centrum bindendes Versprechen festlegen und für dieses Jahr auf die abgelehnten 7000 Mann verzichten. Voraussichtlich wird der preußische Kriegsminister die Erklärung der Regierung dahin ergänzt haben, daß die Zusage des Centrums nicht als eine auf 7000 Mann beschränkte aufzufassen sei und aufgefaßt werden könne. Das Dementi bezüglich der „Post"-Meldung über eine Audienz des Kriegsministers beim Kaiser ändert bei seinen offensichtigen Motiven kaum etwas an der Lage. Formell und in gewisser Auffassung materiell hat also das Centrum gesiegt. Das „später" des Herrn Lieber bedeutete nicht die dritte Lesung, sondern das Etatsjahr 1901/1902. Das moralische Gewicht des Mißerfolges der Regierung erscheint aber noch stärker als das des substantiellen militärischen.

„Genosse" **Bernstein** hat seine von den herkömmlichen Auffassungen der socialdemokratischen Partei grundsätzlich abweichenden Anschauungen soeben als Buch unter dem Titel „Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie" erscheinen lassen. Wir greifen daraus nur Dasjenige heraus, was zwei grundlegende Puncte des heute immer noch gültigen Erfurter Parteiprogramms über den Haufen wirft. Das Erfurter Programm beginnt mit dem Satze: „Die ökonomische Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnothwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes." — „Genosse" Bernstein aber weist statistisch nach, daß die Mittel- und Kleinbetriebe nicht so leicht und nicht so schnell von den Großbetrieben aufgefogen werden. In vielen Gewerbszweigen erwiesen sich kleinere und mittlere Betriebe als durchaus lebensfähig; ähnlich sei es im Handel, der Großbetrieb wachse neben dem Kleinbetrieb in die Höhe; noch weniger sei in der Landwirthschaft eine Bewegung zum Großbetrieb festzustellen. — Das Erfurter Programm sagt weiter: „Der Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen wird noch erweitert durch die im Wesen der capitalistischen Productionsweise begründeten Krisen, die immer umfangreicher und verheerender werden." — „Genosse" Bernstein aber meint, daß durch die Ausdehnung des Weltmarktes und die Ausbildung des Transport- und Nachrichtenverkehres, sowie durch die Elasticität des Creditwesens und das Aufkommen der industriellen Cartelle ein weitgehender Ausgleich der geschäftlichen Störungen herbeigeführt werde, und daß wenigstens für längere Zeit allgemeine Geschäftskrisen überhaupt als unwahrscheinlich zu betrachten seien. — Wenn auf solche Weise grundlegende Puncte des Parteiprogrammes von einem der hervorragendsten geistigen Führer der Socialdemokratie zum alten Eisen geworfen werden, so muß man die Unverfrorenheit bewundern, mit der den urtheilslosen Massen noch immer das Erfurter Programm als Inbegriff aller Völkerbeglückung vorgeführt wird.

Nach den „Daily Mails" soll **England** die kleine Gruppe der **Miao-tau-Inseln** an der Nordküste von Schantung besetzt haben. Wenn sich, fügt das Londoner Blatt hinzu, die Nachricht bestätigt, so wäre das eine Antwort Englands auf die Besetzung der Elliottgruppe durch Rußland. Während die Elliotts an der Küste von Liaotung liegen und Rußlands Besitz in Port Arthur sichern, sind die Miao-Inseln am Eingange der Bucht von Petschili gelegen, beherrschen den Golf und sind für die Schifffahrt in dem Gebiete von großer Wichtigkeit. Die größte Insel ist Tschang-schan, felsig, zur Anlage eines Forts geeignet und etwa zehn Kilometer lang. Der chinesische Hafen Teng-schau und weiter östlich Tschifou liegen gegenüber. Nordwärts liegt Port Arthur. Die neue Erwerbung dürfte einen heftigen Proceß Rußlands zur nächsten Folge haben. Die Beziehungen des englischen Botschafters zum russischen sind gespannt. Herr v. Giers pflegt zweifellos gute Beziehungen zum Hofe in Peking, scheint es aber nicht für nöthig zu erachten, mit seinen diplomatischen Collegen nähere Berührung zu suchen. Der englische und der deutsche Botschafter, Herr von Heyking, welche beide im Begriffe waren, in Urlaub zu gehen, haben ihre Abreise verschoben, da ihre Anwesenheit sehr erwünscht scheint. Die Lage spitzt sich in einer Weise zu, daß eine geordnete Vertretung der meist interessirten Mächte unerläßlich ist. Uns interessirt bei der Sache vornehmlich die Bemerkung der „Daily News", da Deutschland Rechte auf Schantung geltend mache, deute das Vorgehen Englands auf gewisse Abmachungen zwischen dieser Macht und Deutschland hin. Wir halten das für eine den Thatsachen nicht entsprechende Combination der als unzuverlässig bekannten „Daily Mails", in die Welt gesetzt zu dem Zwecke, Deutschland an der Seite Englands gegen Rußland zu zeigen und so Zwiespalt zwischen der ersteren und letzteren Macht zu säen. Diese Hetze treiben die englischen Blätter systematisch und consequent, und zwar trotz der deutsch-englischen Entente. Wir entnehmen daraus, daß diese nicht so umfassend ist und Deutschland weit weniger verpflichtet, als es die englische Presse wünscht. Das ist — hoffentlich täuschen wir uns nicht — sehr erfreulich. Nichtsdestoweniger sind derartige englische Ausstreuungen nur zu geeignet, Rußlands Mißtrauen zu erwecken und es muß ihnen von berufener Seite energischer, als es bisher geschehen ist, entgegengetreten werden.

Die Seine-Geschworenen haben unter dem lauten Beifall des Publicums **Urbain Gohier**, dem Verfasser des Buches „Die Armee gegen die Nation", und seinen Verleger Natanson von der Beschuldigung der Verleumdung und Beleidigung des Heeres freigesprochen. Das ist ein Ereigniß, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf in einer Zeit, wo in Frankreich jede noch so begründete Anklage gegen einen einzelnen Officier als Beleidigung der nationalen Armee ausgeschrien wird, in einem Lande, wo der Ruf „Es lebe die Armee!" ein undurchdringlich sicherer Schild für die erbärmlichsten Spitzbuben geworden ist. Urbain Gohier (sein eigentlicher Namen ist Degoulet) hat in seinem die leidenschaftlichste Liebe zu Vaterland und Armee athmenden Buche einige krasse Uebelstände in Heer und Marine aufgedeckt; da er als „Drenfusard" galt, genügte das, ihn zum Gegenstand eines strafgerichtlichen Verfahrens zu machen. Die Schwurgerichtsverhandlung bot ihm Gelegenheit, den Wahrheitsbeweis anzutreten, und dieser ist so überwältigend ausgefallen, daß die Geschworenen trotz ihrer „armeefreundlichen" Gesinnung Gohier freisprechen mußten. Eine lange Reihe von Zeugen, Officiere des Heeres und der Marine, Militärärzte, Schriftsteller und Politiker bestätigten übereinstimmend, daß Gohier, ein Vaterlandsfreund von unantastbarer Redlichkeit, in seinem Buche die Wahrheit geschrieben habe, und daß in Heeres- und Marineverwaltung eine ungeheuerliche Mißwirthschaft herrsche. Glücklicher als Emile Zola, stand Gohier vor Geschworenen, die sich durch die „armeefreundlichen" Tiraden des öffentlichen Anklägers nicht in ihrem Urtheil beirren ließen und durch ihr Verdict bestätigten, daß auch nach ihrer Ueberzeugung Vieles faul sei in Armee und Marine. Vielleicht, meint die „Voss. Ztg.", bezeichnet dieses Geschworenen-Erkenntniß einen Wendepunct in der Strömung des öffentlichen Geistes überhaupt, der nur allzu lange in dem hypnotischen Bann der nationalistischen Schlagworte und der Hetzereien der Generalstabspresse gelegen hat.

Die **anglo-amerikanischen Verbrüderungsschwärmer** sind durch den Gang der Ereignisse des letzten Jahres so wenig verwöhnt worden, daß sie jedesmal in Verzückung gerathen, wenn irgendwo ein kleiner Zwischenfall zu registriren ist, der sich für ihre Zwecke verwerthen läßt. Ein solcher Zwischenfall hat sich, wie nachträglich bekannt wird, unlängst in Nicaragua zugetragen, wo der Ausbruch der letzten, inzwischen schon wieder unterdrückten Revolution das zeitweilige Ausschiffen von britischen und amerikanischen Marinemannschaften der dort ankernden beiden Kreuzer „Intrepid" (englisch) und „Marietta" (amerikanisch) nothwendig machte. Es wurden zwei Wachtcommandos, jedes aus britischen und amerikanischen Matrosen zusammengestellt, formirt, und alternirend unter den Befehl eines britischen bezw. amerikanischen Leutnants gestellt. Die Leute tranken Brüderschaft und tauschten ihre Uniformknöpfe aus. Auf den beiderseitigen Consulaten wurden die Landesflaggen nebeneinander gehißt und von den Patrouillen beim jedesmaligen Vorbeipassiren militärisch salutirt. Diese Fraternisirungsbegeisterung wird als „Recordbrecher" in überschwänglichen Worten gefeiert, unter besonderer Hervorhebung des Umstandes, daß in Nicaragua zum ersten Male ein amerikanischer Officier britische Mannschaften commandirt habe.

Deutsches Reich.

‖ **Berlin**, 15. März. Die dem Reichstage vorliegende Gewerbeordnungsnovelle enthält auch, was bisher nicht hervorgehoben ist, eine Neuerung, welche die Gemeinden, und zwar betreffs der Schlachthäuser, angeht. Nach der bisherigen Fassung der betreffenden Bestimmung in der Gewerbeordnung darf das der Landesgesetzgebung vorbehaltene Verbot der ferneren Benutzung bestehender und der Anlage neuer Privatschlächtereien nur für solche Orte erlassen werden, in welchen öffentliche Schlachthäuser in genügendem Umfange vorhanden sind oder errichtet werden. Einzelne Gemeinden haben nun ihren Angehörigen die ausschließliche Benutzung des in einer Nachbargemeinde vorhandenen, infolge Vereinbarung ihnen zur Mitbenutzung überlassenen öffentlichen Schlachthauses auferlegt. Die gesetzliche Zulässigkeit einer solchen Auflage ist von Gerichten höchster Instanz verschieden beurtheilt worden. Nach dem jetzigen Wortlaute der betreffenden Gewerbeordnungsbestimmung erscheinen die Bedenken gegen die Zulässigkeit berechtigt. Da aber andererseits anerkannt werden muß, daß die thatsächlichen Verhältnisse es erwünscht erscheinen lassen können, die Benutzung von Privatschlächtereien auch in solchen Orten zu untersagen, für welche zwar nicht im Orte selbst, wohl aber in unmittelbarer Nachbarschaft ausreichende Gelegenheit zur Benutzung eines öffentlichen Schlachthauses sich bietet, so schlägt die Novelle eine Fassung der Bestimmung vor, durch welche diese Möglichkeit zweifelsfrei gewährt wird.

* **Berlin**, 15. März. In der Zeit vom 6. bis 9. Februar hat im kaiserlichen Gesundheitsamte eine Versammlung von Sachverständigen auf dem Gebiete der Weinerzeugung, des Weinhandels und der Nahrungsmittelchemie unter Zuziehung von Regierungsvertretern über eine Abänderung des Weingesetzes berathen. Der Zweck der Verhandlungen war die Information der Reichsbehörden über die Wünsche der be-

Feuilleton.

11]

Wang-hgan-Ché.

Roman von Sylva Tesia (L. Frfr. von Stoël-Holstein).

Nachdruck verboten.

Endlich verkündeten sieben dumpfe Gongschläge die Eröffnung der Versammlung. Der Kaiser, von zwölf Jünglingen vornehmster Herkunft getragen, wurde in seinem goldenen Sessel an den Stufen des Thrones niedergesetzt. Langsam stieg er hinan und sank kraftlos in die gelbseidenen Kissen. Er sah sterbensmüde aus. Die Noth seines Volkes und die Qual des Regierens konnte er nicht mehr ertragen. Man ängstigte ihn mit Rachegeistern, an die er, Wang's aufklärenden Lehren zum Trotz, doch noch mit geheimem Schauder glaubte. Man zwang ihn, in angelernten Worten den kaiserlichen Himmel, bei dem er sich nichts denken konnte, anzuflehen. Man hieß ihn den Allmächtigen und entriß ihn die einzigen Wesen, die er liebte, wie man einem Kinde ein gefühlliches Spielzeug nimmt. Nicht genug, jetzt wollte man ihn auch noch zwingen, den Freund, den einzigen Menschen, den er als wahr und gut erkannt, dem wüthenden Hasse niedriger Seelen preisgegeben. In ohnmächtiger Verzweiflung fühlte er sich in ein zermalmendes Räderwerk von Lügen, leeren Gebräuchen und hinterlistigen Anschlägen verflochten, — und noch ahnte er das Schlimmste nicht.

Die hohen Würdenträger lagen auf ihren Angesichtern. Er gab ihnen kein Zeichen, sich zu erheben. In finsteres Sinnen versunken, schien er ihre Gegenwart vergessen zu haben. Endlich zwang es der Prinz, hob sein von der gebückten Stellung blauroth es Gesicht und fragte: „Willst Du nicht, o Sohn der Sonne und Herr der großen Reinen, Dein göttliches Ohr den Reden Deiner am Abend geborenen Knechte erschließen?"

Chen schrak wie aus einem Halbschlafe auf. Er hätte den fünfzigjährigen Prinzen auspeitschen lassen können, aber er erwiderte nur gleichgiltig: „Beginnt."

Und wie in jeder Rathsversammlung, so auch heute, huben sie der Reihe nach an, alle Plagen und Nöthe des unglücklichen Landes zu schildern und Wang zur Last zu legen. Diesmal nicht nur die Zurücknahme der kaiserlichen Vollmacht, sondern auch seine unbedingte Unterwerfung unter ihr einstimmiges Urtheil forderend, ein Gesuch, das der Kaiser nicht verweigern konnte, weil er selbst dem gesammten Rei-ko-Schün-tschi-schu-Collegium gegenüber verantwortlich war. Rathlos starrte er vor sich hin, dann rief er zornig: „Ich selbst werde die Verantwortung tragen für Das, was in meinem Auftrage geschehen ist."

„Wir aber, Hocherhabener, werden Dir nachweisen, daß er Dein Vertrauen mißbraucht hat", entgegnete Jo-lu. „Gestatte Deinem im Staube ersterbenden Sclaven nur so nebenher die Frage, ob Wang's Vollmacht auch Dein Frauenhaus mit einschließt?"

„Wie meinst Du das?" fragte der Kaiser streng, eine brüderliche Schändlichkeit ahnend.

„Deine Dienerin Dsfia ist im Einvernehmen mit dem Abenteurer zu demselben entflohen. Mir, dem rastlosen Wächter Deiner Ehre, war es vorbehalten, ihre bodenlose Arglist zu durchschauen. Auch mich suchte sie in ihre Netze zu locken —"

„Du lügst", unterbrach ihn der Kaiser außer sich.

„Hier, ein Dir bekanntes Zeichen ihrer Gunst", erwiderte der Prinz gelassen, zog aus der Tasche seines Obergewandes eine Perlenschnur, rutschte auf den Knieen an den Thron heran und reichte sie Chen-Tsung. Dieser ließ sie prüfend durch die Hände gleiten. Er kannte sie wohl, die wundervollen Perlen aus dem blauen Flusse, mit dem kunstreichen Verschluß, den der größte Meister des Reiches auf sein Geheiß verfertigt hatte, und entsann sich der Stunde, wo er sie der Geliebten um den Hals geschlungen und ihr geboten hatte, sie bis in den Tod zu tragen.

„Dennoch lügst Du", sagte er, dem Bruder fest in die Augen sehend.

Dieser fuhr unbeirrt fort: „Sie wiegte sich im thörichten Glauben, in mir ein williges Werkzeug zu besitzen und bat mich mit tausend Schmeichelreden, sie nach meiner Festung Tschei-fu-tschen bringen, und ein süßes Wiedersehen mit ihrem herzallerliebsten Schatz feiern zu lassen, von dem sie unbemerkt heimzukehren hoffte. Ich willfahrte, damit Du nie darüber in Zweifel sein möchtest, daß Du eine Schlange an Deinem kaiserlichen Busen wärmtest."

Hörte er, oder hörte er nicht? Wie zu Stein verwandelt saß er da auf seinem goldenen Thron, und der kniende Verkläger redete weiter: „Fürchte nicht, o Erhabener, daß ein so ungeheurer, an Deiner Majestät und an Deinem Herzen verübter Frevel auch nur eine Stunde das himmlische Reich ungestraft entehre. Hong-di, mein treuer Schloßverwalter, ist beauftragt, den Verräther vor den Augen seiner Schuldgenossin zu tödten, und ehe die Sonne sinkt, hoffe ich sein fluchbeladenes Haupt zu Deinen Füßen niederzulegen. Das Weib aber, das Du Deiner Liebe würdigtest, und das schlimmer als eine Mörderin an Deinem Vertrauen handelte, soll tausend Martertode sterben, so wahr ich der ergebenste Diener Deines Thrones bin."

Beifälliges Gemurmel erhob sich. Nur der weise Shé-ma-Kuang sah bekümmert in das marmorbleiche Antlitz des jungen Herrschers und mit Mißtrauen auf den ränkevollen Prinzen.

Noch kniete dieser demüthig an den Stufen des Thrones, als sich der Kaiser erhob und mit unheimlich funkelnden Augen rief: „Weder Deinen Worten glaube ich, noch Deinen Beweisen. Schaffe sie mir Beide zur Stelle, sich selbst zu verantworten. Beim Haupte meines Vaters, wenn ihnen ein Leid geschieht, so sollst Du es fürchterlich büßen."

„Ueber der kaiserlichen Ehre wacht ein urehrwürdiges Gesetz. Nach diesem Gesetz müssen sie sterben", entgegnete der Prinz, aber der Kaiser hörte ihn nicht. Sein Athem stockte, seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten; dann überflog ein seliges Lächeln seine Züge, und mit ausgestreckten Händen wies er wortlos nach der Thür. Aller Blicke wandten sich dorthin, und auf allen Gesichtern malte sich starres Entsetzen. Die Großen des Reiches schlotterten in ihren Pantoffeln, denn da stand Wang-hgan-Ché im weißen, blutbefleckten Mantel. Oder war es sein Geist? So abgezehrt und bleich war er, so furchtbar streng sein einst von Güte und Milde strahlender Blick. An seiner Seite stand eine verschleierte Frauengestalt. Auch ihr Gewand war blutbefleckt. Sie rührte sich nicht, während er mit dröhnender Stimme zur Versammlung sprach: „Nicht Rechenschaft zu geben, sondern zu fordern, stehe ich hier. Des Kaisers Stellvertreter, ging ich in die Provinzen, die Befehle Eures Gebieters zu vollstrecken. Ich sehe hier Männer unter Euch, die in ihren Districten dem Willen des Gebieters, die Reformmaßnahmen betreffend, getrotzt haben. Man wird sie zur Verantwortung ziehen. Ihr seid hier zusammengetreten, mich anzuklagen und zu verurtheilen. Ihr wißt, daß nur ein vollzähliges Rei-ko-Schün-tschi-schu-Collegium beschlußfähig ist. Prinz Jo-lu, welchem es zukam, die Versammlung zu berufen, hat die Anhänger der Reform übergangen. Er nannte eine stattliche Anzahl hoher Würdenträger und Beamter mit Namen. „Warum fehlen diese Alle? Das ist Vergewaltigung der Verfassung. Man wird sie strafen."

Der Prinz versuchte sich zu entschuldigen, aber der Kaiser befahl ihm zu schweigen, und Wang fuhr fort:

„Wäre Eure Sache eine gerechte gewesen, Ihr hättet nicht nöthig gehabt, mich und diese Schuldlose", er wies auf seine Gefährtin, „deren einziges Verbrechen Treue gegen ihren Kaiser ist, durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen."

Einige Stimmen erhoben sich, diese Anklage abzuweisen. Aber wieder gebot der Kaiser Schweigen und befahl Dsfia näher zu treten und sich zu verantworten.

Wang führte die verhüllte Gestalt bis an die Stufen des Thrones. Dann schlug sie ihren Schleier zurück und kniete, ein Bild unbeschreiblicher Anmuth und Schönheit, vor ihrem Kaiser nieder.

Chen-Tsung vergaß Thron und Rei-ko-Schün-tschi-schu-Collegium und wollte die Stufen hinabeilen, sie an sein Herz zu schließen. Allein sie war aufgesprungen und wehrte ihn mit hoheitsvoller Demuth:

„Nicht dem Zuge Deiner edlen Seele folgend, nimm mich in Gnaden an, o mein Gebieter, sondern nachdem Du vernommen, weß man mich anklagt und wie man an mir gehandelt hat." Und mit rührender Einfachheit erzählte sie den ganzen Hergang vom ersten Besuch des Prinzen bis zur gegenwärtigen Stunde.

In des Kaisers sanften Rehaugen entfachte sich bei ihren Worten eine schreckliche Zornesgluth, und als sie geendet, rief er mit schneidendem Hohne: „Ja, mein kluger Prinz, unermüdlicher Eiferer für Ehre und Gesetz, ein fluchbeladenes Haupt soll heute fallen, wie Du es wünscht."

Ein Wink dem Hauptmann der Leibwache, der am Eingange des Saales mit zwölf Lanzenträgern stand, und der todtenbleiche Jo-lu wurde ergriffen und zur sofortigen Vollstreckung des Urtheils hinausgeführt. Um ihr Leben zitternd, warfen sich die Anwesenden zur Erde. Nur der alte Shé-ma-Kuang, welcher an ihren Ränken keinen Theil hatte, erhob sich gleich wieder aus seiner gebückten Stellung, als der Kaiser hinausgetragen war und erwiderte den ehrerbietigen Gruß des mit Dsfia nachfolgenden Wang ernst, aber freimüthig. Beide wußten, daß sie gegenseitiger Achtung werth waren.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Jahre verstrichen. — In der rosigen Dämmerung seines Gartenkiosks träumte sich Chen-Tsung weit, weit fort, aus einer Welt, die er fürchtete und verachtete und die verstanden hatte. Sein Herz, das einst so mitleidswarm für die Kinder des himmlischen Reiches schlug, hatte sich, tausendfach enttäuscht, im Gefühle eigener Ohnmacht von ihnen abgewandt. Vergeblich hielt ihm die alte Kaiserin das Gebot des großen Yü vor, ein Kaiser müsse Kaiser sein. Er war nicht zum Herrscher geboren. Das Scepter lag wieder in den Händen seines Günstlings, aber zwischen ihm und diesem bestand nicht mehr das frühere, innige Verhältniß. Für Dsfia war sein Gefühl ebenfalls ein anderes geworden. Hatte seine Liebe sich auch nicht verringert, so lag sie doch unter dem Schleier einer tiefen Schwermuth, der ihm das Leben verdüsterte. Chen-Tsung sagte sich, wenn Dsfia und Wang auch edel genug waren, ihm Treue zu halten, so mußten sie einander doch grenzenlos lieb haben. Diese zwei, in Geistes-

SLUB
Wir führen Wissen.